In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 12. Posen, den 8. Juli 1927. Nr. 12.

Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

11. Fortsetzung.

Anmerkung: In unserem gestrigen Unterhaltungsteil (s. „Pos. Tagebl." Nr. 11 vom 7. Juli) ist ein bedauerliches technisches Versehen unterlaufen. In der ersten Spalte (2. Seite) ist der Absatz 6 verstümmelt worden. Der letzte Satz lautet: „Dabei kniff er das linke Auge zu und blinzelte den Wirt mit dem rechten" — hier bricht der Roman plötzlich ab, so daß die Fortsetzung unverständlich wird. Wir bringen diesen Absatz mit der richtigen Fortsetzung in unserer heutigen Ausgabe und bitten unsere Leser, dieses Versehen freundlichst entschuldigen zu wollen. Die Schriftleitung.

Ob denn das Geschäft seinen Mann nähre, fragte Zwygart. „So schlecht und recht," gab der Fremde zurück. Freilich möchte er wohl auch lieber Wirt zum „Letzten Heller" sein als ein armes Krämerlein mit einem Bauchladen. Er meine, die Schenke habe keinen so üblen Platz, und dem Staat ein Schnippchen zu schlagen, sei noch keine Todsünd'! Dabei kniff er das linke Auge zu und blinzelte den Wirt mit dem rechten frech vertraulich an. „Ich versteh' Euch nit," sagte Zwygart verärgert und zeigte dadurch, daß er den Mann recht gut verstand. Also war es auch einer von denen, die zu des Schwanderhofes dunkler Kundschaft gehörten, und vielleicht hatte er ihn einmal irgendwie auch auf Schleichwegen getroffen.

„Ich muß Euch schon gesehen haben," sagte er grübelnd. Der Fuchslocher lachte gutmütig. „Ja, das ist halt einmal mein Los. Jeder meint, er müßt' mich kennen. Ich kann an den fremdesten Ort kommen, sagt sicher einer: „Hä, wie gleichet Ihr aber auch meinem Vetter oder meinem Tochtermann oder meinem Großonkel seinem Schwiegersohn!" Oder es fragt einer auf der Straße: „Excüsee, sind Sie vielleicht der Herr Müller oder Fischer?" Wisset, ich hab' halt so ein Allerweltsgesicht!"

„So wird es sein," sagte Zwygart und entfernte sich dann gleichmütig. Aber irgend ein dunkler Argwohn blieb in seiner Seele, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Die Stimmung war ihm verdorben, und er war froh, als die letzten Gäste gegangen waren und mit ihnen auch der unheimliche Mensch den „Letzten Heller" verlassen hatte.

6.

Es brannte ein Lichtlein im Schwanderhof, das gab einen sanften Schein. Die Tage gingen leichter und reibungsloser hin als früher. Hie und da hörte man ein fröhliches Lachen aufklingen und manchmal ein kleines Lied. Waldblumensträuße standen auf den Tischen, und frische Vorhänge leuchteten an den Fenstern. Es schien ein wenig Schönheit und Güte aufzublühen in dem lieblosen Haus. Die alte Frau humpelte wieder herum und ging schweigsam ihrer Arbeit nach, und der kleine Leonhard erholte sich wie ein Pflänzlein, das Regen trinken darf. Thomas trank und fluchte nicht mehr, und Margrit wußte, daß sie es war, um derentwillen er sich Zaum und Zügel anlegte, gut gegen das Büblein war und nachsichtig gegen Judiths Launen. Das machte sie so froh, daß sie den ganzen Tag hätte singen und lachen können. Dem Kätter hatte Margrit einen freien Nachmittag in der Woche erwirkt, an dem es seine Sachen flicken und zusammenrichten konnte, und Märti, der Knecht, sowie der Jörgli, der Junge, liebten sie schon der Frau zum Trotz.

Denn die Schwester zu gewinnen, war Margrit bisher nicht gelungen. Für gewöhnlich verstand Judith es zwar trefflich, ihre Gesinnung gegen sie zu verbergen. Nur manchmal zeigte sie ihr wahres Gesicht.

Eines Abends stand Margrit nachdenklich vor der Magdkammer, in der Kätters eigentümlicher Duft herrschte, ein Duft, den sie überall in ihren Kleidern mit sich trug und wie eine unsichtbare Wolke um sich herum verbreitete. Da Judith zufällig vorüber ging, rief Margrit die Schwester an.

„Höre, Judith, hast du etwas dagegen, wenn ich dem Leonhard sein Bettlein zu mir in die Kammer tue? Dahinnen, in der Kammer der Magd, ist immer so eine dumpfe, schwere Luft."

Sie standen sich allein gegenüber, kein Mensch war in hörbarer Nähe. Judith schaute finster drein. „Zu was? Es hat's bisher getan für das Büble, es wird's auch weiter tun."

„Aber ich hätt' es so gern in meinem Zimmer, und dir kann's doch gleich sein, wo es schläft."

„Nein, es ist mir nit gleich. Ich will überhaupt nit, daß du so eine Wirtschaft mit dem Kind machst. Es hat keinen Wert."

„Für dich vielleicht nit, für das Büblein schon. Du machst dir ja doch nix aus dem Kind, da kannst du doch nix dagegen haben, wenn ich es zu mir nimm."

„Was weißt du, ob ich mir etwas aus ihm mach' oder nit? Du bist ja nit seine Mutter."

Es war das erstemal, daß Judith sich vor ihr zu dem Kinde bekannte. Aber Margrit spürte keine Liebe aus ihren Worten, nichts als eine erstickte Qual.

„Wenn ich schon seine Mutter wär', so wollt' ich's wenigstens nit so umeinanderstoßen wie ein Stück Holz," sagte sie aufgebracht.

Judith maß die Schwester mit einem langen Blick. „Das geht keine Menschenseel' was an, und dich am wenigsten. Ich lass' mir keine Vorschriften machen, und von dir schon gar nit. Du kommst nur daher und tust allen schön, so daß es einen ekelt, wenn man es ansehen muß. Sogar dem Kätter flattierst du, und den Knechten gehst du um den Bart. Alle Mannsbilder machst du verrückt mit deinem scheinheiligen Getue. Den Thomas vorab. Der meint ja nun auch, daß du besser seist als wir alle. Es werden ihm schon noch die Augen aufgehn über dich. Aber mir machst du nix vor, Margrit, ich kenn' dich. Ich schau' dich durch und durch."

Margrit stieg das Blut zu Kopf. „Der Thomas ist gut zu mir, das ist alles. Ich will nichts von ihm, und er nichts von mir."

„Das brauchst du mir nit weiszumachen, du! Ich hab' doch auch meine Augen im Kopf. Ich seh' doch, wie du ihm nachstreichst und wie er hinter dir drein ist."

„Das ist nit wahr!" stieß Margrit heraus. Sie zitterte am ganzen Leibe vor Zorn.

„Ob du's ableugnest oder eingestehst, das ist mir ganz gleich. Aber daß du's nur weißt, ich lass' mir meinen Mann nit nehmen. Und mein Kind erst recht nit. Ehnder schlag' ich's tot, als daß ich's dir gib."

„So behalt's. Ich hab's gut gemeint, und du dankst mir's übel," sagte Margrit hart.

„Wenigstens weißt du jetzt, wo du dran bist," gab Judith kalt zurück. Margrit hatte in einer schweren Schule gelernt, ihren Zorn zu beherrschen. So drehte sie der Schwester schweigend den Rücken und ging in ihr Zimmer. Sie schob den Riegel vor, setzte sich auf den Bettrand und starrte verstört vor sich hin. Nie in ihrem Leben hatte sie ein Antlitz so von Haß verzerrt gesehen wie das weiße, entstellte Gesicht ihrer Schwester Judith.

Von diesem Tage an ging Margrit ihrem Schwager aus dem Wege. Sie wich ihm aus, wenn er über den Hof ging, und sie schwieg auch bei den gemeinsamen Mahlzeiten und hielt die Augen auf den Teller gesenkt. Gegen den kleinen Leonhard wagte sie nur noch im Geheimen freundlich zu sein, denn sie wußte, jeden guten Blick von ihr mußte er mit einem harten der Mutter, jede Liebkosung von ihr mit einem Puff Judiths büßen. Sie suchte wohl, ihrem veränderten Betragen den Schein von Groll und Gekränktheit zu nehmen, aber ihre Traurigkeit konnte sie nicht verbergen, und das war, wie wenn eine Regenwolke über dem finsteren Hause stand. Alle spürten ihre Kälte und Dunkelheit und sehnten sich nach dem warmen Sonnenstrahl zurück. Leonhards große, dunkle Augen, die ratlos und sehnsüchtig waren wie die eines Tieres, folgten Margrit, wo sie ging und stand. Thomas stieß gereizt mit den Gerätschaften herum, und Kätter machte einen „Kopf" — ein vom ganzen Hause gefürchteter Zustand. Einzig Judith schien zufrieden, wiegte sich in den Hüften, wenn sie durch die Stube ging und mit den Gästen plauderte, und mühte sich sogar, gegen Thomas freundlich zu sein, der es ihr aber mit absichtlicher Kälte dankte. Dies wiederum ward auf Margrits Schuldkonto gesetzt, die ein recht ungutes Leben mit der Schwester hatte. Wenn die Gotte nicht als drohendes Schreckgespenst vor ihr aufgestiegen wäre, sie hätte sich wieder nach Hergatingen hinaufgeflüchtet, zu dem einzigen Menschen, dem Niedrigkeit und Bosheit der Welt nicht höher stieg als bis an die Stiefelsohlen.

Eines Tages las Margrit auf den Matten hinterm Gehöft das gefallene Frühobst auf, und der kleine Knabe half ihr dabei. Da sah sie Thomas gerade auf sich zukommen, und ihr Herz fing an, unsinnig zu klopfen. Denn es gab keine Matte ringsum, die man nicht vom Hofe aus hätte sehen können. Wenn Judith sie aber mit Thomas zusammen erblickte, so gab es wieder einen Sturm zu bestehen. Sie wandte sich also, ergriff den Korb und wollte sich eilends entfernen. Er vertrat ihr aber den Weg. „Was hab' ich dir getan, Margrit, daß du so gegen mich bist?"

„Nichts. Du bist der einzige Mensch, der gut zu mir ist. Aber Judith ist eifersüchtig, und ich mag ihr keinen Anlaß dazu geben."

„Hat sie was zu dir gesagt?"

„Freilich hat sie das."

Er runzelte die Brauen. „Darum redest du kein Wort mit mir und schaust mich nimmer an und tust, als ob ich Luft wär'!"

„Es ist besser so," sagte sie traurig.

Aber er geriet in einen heftigen Zorn. „Das brauch' ich mir nit bieten lassen! Ich will nit dem Judith sein Tanzbär sein, ich will ihm das schon eintränken, daß es mir das so macht!"

„Tu's nit, Thomas. Ich bin die einzige, die 's büßen muß hernach."

Er maß sie mit flackerndem Blick. „Sie plagt dich, gelt? Um meinetwillen plagt sie dich. Das einzige bissel Sonnenschein in dem verfluchten Haus will sie noch 'nausjperren. Was ist denn Böses dabei, wenn ich mit dir red' —"

„Nichts. Aber sie erträgt's nit. Red nit mit mir, schau mich nit an, tu, als wenn ich garnit da wär'. Es ist das Beste so — auch für mich," fügte sie leise hinzu.

„Wenn's so ist — dann will ich's versuchen," sagte er mit heiserer Stimme. „Ja, vielleicht hast du recht, und es ist das Beste für uns beide."

Damit ging er, und Margrit bückte sich weiter nach den blaßgelben Augustäpfeln. Und viele Tränen fielen dabei ins Gras.

Seit diesem Gespräch wurde Margrit stiller und gefaßter. Thomas kannte nun den Grund ihres Betragens, und seine grollende Ungeduld riß nicht mehr an ihrer Seele. Ruhig verrichtete sie ihre Arbeit und tat die dumpfe Trauer von sich ab. Es war ihr fester Wille, daß durch sie nicht noch mehr Unfrieden in das Haus kommen sollte.

Vielleicht wäre sie auch mit allem fertig geworden, ganz allein, wenn die Nächte nicht gewesen wären mit den Träumen, die aus dem Dunkel wuchsen, riesengroß, übermächtig, daß die wehrlose Seele nichts mehr vor ihnen war als ein armes zitterndes Ding! Einmal träumte ihr, Thomas sei in einer schrecklichen Gefahr, und sie sollte ihn warnen. Aber sie konnte ihn nicht finden, die ganze Nacht mußte sie ihn suchen, immer neue Hindernisse stellten sich ihr in den Weg, nie kam sie zum Ziel, todmüde und abgehetzt erwachte sie am Morgen. Ein andermal wußte sie, daß er sterben solle. Sie allein hätte ihn retten können, denn alles hing an einem einzigen Wort, das nur sie von allen Menschen wußte. Aber als sie das Wort sagen sollte, da hatte sie es vergessen und mußte willenlos seinem Tode zusehen. Der furchtbarste Traum von allen — und einer, der in immer wechselnder Form wiederkehrte — war der Mordtraum. Sie hatte Judith umgebracht. Es geschah nicht im Traum, es war immer schon geschehen. Die Tat selbst erlebte sie nicht, aber die Schuld lastete auf ihr wie Steingewicht. Und dann sah sie die Schwester im Sarge liegen, tot und starr.

Einmal stand der Sarg im großen Zimmer auf dem Boden, und Vreneli und Leonhard, samt der Mutter, standen dabei und weinten. Und Thomas sah sie nur wie einen fremden Mann dabei stehen, und er half ihr nicht. Ein andermal stand der Sarg in Hergatingen in der Kirche, wo sie konfirmiert worden war. Und alle schauten sie an, die Gotte und die ganze Gemeinde und der Pfarrer. Und aller Augen sagten: „Du hast es getan." Nur Josias Firnhalder hatte den Kopf abgewandt, so daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte. Aber sie wußte, daß er weinte. An diesem Morgen war ihr Kissen naß von Tränen, und das war seltsam. Denn tags weinte sie nicht.

Von all diesen dunkeln, spukhaften Träumen, die mit ihrer Seele ein grausames Spiel trieben, war nur einer, der ihr Erfüllung schenkte. Es war nämlich an den Tag gekommen, daß bei der Hochzeit ein Versehen vorgekommen war, und nun mußte alles noch einmal getan werden. Diesmal aber war nicht Judith, sondern sie selbst die Braut, ging in Kranz und Schleier in die Kirche neben Thomas und ward ihm angetraut. Und hernach nahm er sie in seine Arme und küßte sie, so heiß und wild. Sie fühlte seinen Kuß noch auf ihren brennenden Lippen, als sie erwachte, und eine Seligkeit ohnegleichen erfüllte sie.

Als sie sich aber beim Ankleiden das Haar aufsteckte, kam ihr der Traum in den Sinn, und sie erschrak zu Tode und schämte sich. Sie wollte das alles ja gar nicht. Die wache Margrit war stark genug, ihre verirrte Sehnsucht unter einen klaren Willen zu zwingen. Sie wollte der Schwester den Gatten nicht neiden, und ihre giftige Eifersucht nicht in Wahrheit verdienen. Aber es lauerte etwas in ihrer Seele, etwas Dunkles, Böses, Starkes, Etwas, vor dem sie sich fürchtete . . .

(Fortsetzung folgt.)

Spitze.

Von Else Lasker-Schüler.

Der erste Spitz: Lump.

Viele haben ihr Steckenpferd, ich meinen Spitz. Es sind die weitaus klügsten Hunde unter den Hundevölkern, und ich kann von ihnen erzählen. Von unserm Nachbar der Spitz bellte wütend, wenn sich ein Bettler dem Tore seines Gartens näherte, die ganzen Leute auf die Straße heraus. Bis sein Herr selbst aus dem Hause trat, aus dessen Fenster des obersten Stockwerks meiner Freundin Oberkörper balanzierte, bis ihre munteren Augen mich vor der Hecke, die unsere Gärten trennte, entdeckte. Im Nu standen wir beieinander; zu uns gesellten sich meiner kleinen Busenfreundin rothaariger Bruder Fritz und der Lump. So hieß der Spitz. Und er schnupperte schon in meinen Taschen herum, darin die Würfelzucker für ihn steckten. Sein lautes Bellen machte mich nervös. Das wußte er, und ohne jeglichen Anlaß sprang er mir ohrenzerreißend entgegen. Er war eben ein kluger Spitz, und wenn sich das kleine Geschwisterpaar ohne ihn fortschlichen, fehlte er mir doch. Er hatte lange, silbergraue Haare, von der Farbe des Haupthaares seines Herrn, des alten Herrn Springmayer, der uns Kinder immer von neuem belehrte, seinen Hund mit bezwungener Rührung betrachtend, er sei eine teure, echte Rasse! Es schmolzen schließlich seine starren eisigen Augen, und der böse Friedrich kitzelte uns Mädchen heimlich die Nacken. Der Herr Springmayer sparte wohl darum auch nicht in der Ausgabe des Halsbandes seines bellenden Kleinods; aus rotem Saffianleder mit Schellen besetzt! So eins trug Lump. Und die kleinen Glocken begleiteten sein kluges Anschlagen. Der Hund gehörte zur Familie Springmayer; einfach: „Springmayers Spitz". Im Sommer wurde er geschoren, gerade zu seinem Geburtstage, dem 17. August, und ich werde nie den denkwürdigen Tag vergessen, in meinem ganzen Leben nicht, — da zu Spitzens fünftem Wiegenfeste der Vater Springmayer, der seines verschlimmerten Stockschnupfens wegen verhindert war, seinem Sohne Friedrich die Schur des Lieblings anvertraute. Mit prüfendem Blick wurden auch wir zwei Freundinnen entlassen, die wir uns den Fritz zu begleiten anboten. Wohlgemut zogen wir mit Vater Springmayers Hund los, ihn scheren zu lassen nach genauem Befehl. Da geschah es, daß der übermütige junge Hundefriseur bitter Ernst machte, ihm, der nur am Hinterviertel gestutzt werden sollte, den ganzen Pelz radikal abrasierte. Uns, die wir vertieft waren, im Angucken der Instrumente und Flaschen und allerlei hinter dem Glas, entging die Untat, und wir bemerkten sie erst mit Schauern, als sie verübt war. Pudelnackt führten wir den geschändeten Spitz willenlos durch die Straßen der Stadt. Vor dem Schaufenster eines Metzgerladens blieb unser entblößter Lump energisch haften; weniger der Würste wegen, als der klargeputzten Scheibe wegen, in der er sich mit großen Augen spiegelte. Ihn, der sich nach der Schur wohlzubefinden schien, erfaßte eine Panik sondergleichen. Er ließ, wie wir vor ihm schon, den Kopf, seinen Schwanz sinken, erhob zu jedem von uns stumm den klagenden Blick, beschnüffelte das blanke Glas, kläffte mich und Fritzens Schwester vorwurfsvoll an, sprang dem Fritz jammernd um den Hals und weigerte sich, uns weiter zu folgen. Er kannte wie wir den alten Herrn, der für seine sämtlichen Blagen, wie man an der Wupper die Göhren nennt, nicht seinen Spitz hergegeben hätte, zumal er sich zur Ruhe gesetzt hatte und die Kinder zu Familienphotographien nicht mehr benötigte. In seinem Photographenatelier im östlichen Teil des Gartens wohnten seitdem Kakteen, geläutert, wie in einem gläsernen Missionshaus. Morgens pflegte er sich mit der Bibel zu den heidnischen Gewächsen zu begeben, um ihnen die Schöpfungsgeschichte vorzulesen. Der Fritz schmockte in der Zeit den Tabak aus seines erbauten Vaters langer Pfeife, im buntgestickten Lehnstuhl gemütlich hingeflegelt. Wir Kinder erinnerten uns zu gleicher Zeit an die von ihm behüteten stacheligen Möpse und grünen Schlangen in Irdentöpfen — und wie liebte er den Spitz erst!! Den strengen Vater fürchtete Fritz allein auf der Welt; sein gelehrter Direktor war ein Schaf gegen die Autorität seines Papas. Kreideweiß, seine Knie schlotterten, trug er das Tier in seinen bebenden Armen. „Ich springe verdeckt in die Wupper!" Seine Schwester hielt Spitzens rechte, ich seine linke Pfote. Auf einmal befreite sich der Hund von unseren Händen, sprang über Fritzens Schulter gerade einer Bulldoggin auf den Rücken, die, wahrscheinlich im Glauben an einen ihr drohenden Lustmord, unseren geliebten Lump in die bloßgelegte Kehle biß, so heftig, daß er verendete — unser lieber, lieber Spitz! — aber wir Hinterbliebenen waren gerettet. Spitzbub im Mundwinkel, doch traurigen Herzens traten wir den Leichenzug an — heimwärts. Als ob er es ahnte — trotz herannahenden Wetters erwartete uns der alte Herr Springmayer niesend vor der Pforte seines Gartens, und wir im Chor begannen unter Tränen dem entsetzten Mann die Ballade zu deklamieren, die der Fritz unterwegs erdichtet und uns einstudiert hatte, welche der Vater Springmayer ergeben entgegennahm. Ja, er versuchte sogar, uns schluchzende Kinder nach Möglichkeit zu trösten und lobte unsere Geistesgegenwart, den verwundeten Spitz zum Tierarzt getragen zu haben, der ihm zur Hinterschur noch den Oberkörper enthaarte, der Wunde besser Herr zu werden. Aber während der Behandlung starb der liebe, liebe Lump . . . Am Nachmittag trafen wir Kinder uns auf der Farrersbeck, einem nahen Ausflugsort, an Farren und leckeren Blaubeeren vorbei im Wald, an dessen Niederung unsere Häuser lagen. Wir kicherten vertraulich, bis der Fritz uns drohte, falls wir ihn je bei seinem Vater verklatschen sollten, er uns durchbläuen werde. Dazu brach er vom Rosenstrauch einen Ast ab, säuberte ihn mit seinem Taschenmesser und bog einen Kranz draus. Noch am Abend holten mich meine kleinen Freunde zum Begräbnis. Der alte Herr Springmayer war eifrig dabei, Spitzens Grab zu graben mit seiner großen Schaufel. Eine Träne kroch ab und zu über seine Augenlider die morsche Backe herab; jedesmal nahm er seine Brille von seinem Gesicht, wischte sie mit seinem rotpunktierten Taschentuch wieder klar. Wir pufften uns und hatten Mühe, nicht auszuplatzen. Ein strenger Blick traf namentlich den Sohn Friedrich, aber der nahm sein Kreuzchen, drehte die braunen Augäpfel zum Himmel, in der Zeit seine Schwester die Hände faltete, ihr Abendgebet sagte: „Ich bin klein, mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen, wie Spitz allein" . . Und ich, mächtig ergriffen, holte ein paar Vergißmeinnicht aus dem Gras, blaue und rosa, legte sie schüchtern auf Lumps Hügel. Der Vater Springmayer aber hatte aus einem Zigarrenkistendeckel eine Gedenktafel geschnitzt, auf die er mit dem Pinsel unauslöschbar pechschwarz geschrieben hatte: „Hier ruht mein treuer Wächter Lump in Frieden."

Der zweite Spitz: Oskar.

Dessen Bekanntschaft ich machte in einer kleinen Gauklerbude in der Passage im Zentrum Berlins. Ich wußte damals noch nicht, was ich den Tag über tun sollte, und verbrachte den ganzen Vormittag hinter plakatbeklebter Brettertür. Sah der bunten Geschäftigkeit der summenden Chansonetten zu, ersetzte dem Zauberer den Gehilfen; Berlin hatte es ihm angetan. Bald verstand ich wie der Hexenmeister im schwarzen Holunderbart, aus den magischen Eiern mysteriöse Lachtauben zu zaubern. Ich ordnete außerdem auf einem großen Tablett die flitternden kleinen Sträußchen aus zierlichen farbigen Federn und künstlichen Blümlein, die zum Schluß der Vorstellung der Magier aus einer Serviette elegant hervorzulocken verstand und den Damen ins Parkett zuwarf. Ernstes Interesse hegte ich allerdings nur für den mit einem Kartenhut bekleideten Spitz. Er war ein 66-Künstler, ein Kartenchampion. Noch nie gelang es einem einzigen aus dem Publikum, mit ihm siegreich zu spielen, die Partie zu gewinnen. Seine Freundin Grete, ein weiblicher koketter, aber aufopfernder Pudel, sprang durch Reifen und tanzte auf einer Silberkugel vor den Zuschauern, außerdem aber bemühte sie sich, dem Freund das Leben zu erleichtern; Oskar war ehrgeizig, wie nie ein Spitz vor ihm auf der Bühne stand, und er wäre am liebsten jedem Clown oder jeder weiblichen Nummer, die sich überproduzierte, einfach an die Kehle gesprungen. Alles verhinderte die Pudeline, wenn sie auch ab und zu vorsichtig mit ihrer gelockten Seidenpfote dem Spitz den Vorhang zur Kontrolle zurückbog, der das Künstlerzimmer von dem Zuschauerraum trennte und zu gleicher Zeit für etwaige Bedürfnisse den Leuten die Toilette ersetzte. Namentlich das Weaner Madl war's, die jeden Abend, ob ihr Beifall gespendet wurde oder nicht, ein Liedel beizugeben sich anschickte. Der Spitz kannte die Storchenmär in blöden Trillern nun schon auswendig, sie beleidigte ihn, zumal er mit Störchen groß geworden war und aus Erfahrung behauptete, daß der Storch kein besonderes Interesse hege, zur Vermehrung der Menschheit beizutragen. Ich war nun mal in Oskar verliebt, ließ mir immer wieder seine Lebensgeschichte erzählen. Geboren ward der Spitz in einem märkischen Städtchen, ebenfalls im August, wie der Lump meiner ersten Erzählung. Und zwar zur selbigen Zeit mit zwei Störchen, die alsbald nach Würmern klapperten im Nest auf dem Dach eines drallen Bauernhauses. Spitzens Verdruß in Angelegenheit „Storch" konnte man nach Erwägung nicht von der Hand weisen. Auch mir will es nicht ganz einleuchten, daß ein vernünftiger Vogel so ohne weiteres, selbst eines strengen Winters wegen, sein geheiztes Nest verläßt. Endlich kam Spitzens Nummer: Professor Oskar, der erste 66-Meisterspieler der Welt. Große Neugierde im Publikum und Lärm. Er aber betrat mit vollendeter Kinderstube die Bretter, die die Welt bedeuten. Ich bemühe mich, folgenden Vorgang kühl und sachlich wiederzugeben. Mir liegt daran, den Lesern das Bewußtsein der Tiere zu beweisen, ihnen ans Herz zu legen. Mit dem Instinkt ist's nämlich nicht abgetan, verehrte Herrschaften. Attention! — Professor Oskar springt auf den erhöhten Stuhl vor seinem kleinen Spieltischchen, das, auf gelbgestrichenen hohen Beinen, dem Publikum freien Durchblick gewährt. Also ein jeder von den Zuschauern ist imstande festzustellen: Weder der Direktor noch jemand von der Truppe hat die Hand im Spiel. Auch ich meldete mich, da 66-kundig, mit dem Maestro zu spielen. Der Spitz blickte forschend über das Publikum; ich saß an seiner rechten Seite, beide von der Menge streng kontrolliert. Ich mischte die Karten, legte meinem Partner die seinen vor ihm offen auf den Tisch; die meinen hielt ich in der Hand, genau wie ich mit einem zweihändigen Geschöpf zu spielen pflegte: Professor Oskar befand sich also demnach im Nachteil, und dennoch entwickelte sich ein Kartenspiel, wie es sich zwischen zwei erstklassigen Spielern in seltensten Fällen ereignet. Ich vergaß tatsächlich, einem Hunde gegenüberzusitzen, begann mich anzustrengen, glaubte ihn schon in die Falle gelockt zu haben mit meiner vorletzten Pik-Zehn, aber der Meister klopfte mit seiner schwarzen Pfote erregt auf seinen Pik-König, den ich für ihn auf meine Karte legte. Es ging ums Ganze nun, und wie

sich Spitzens Stirn angestrengt in Falten legte, seine klugen Augen erwägend in die Höhlen zurücksanken. Er kalkulierte, beobachtete mich listig, bis seine letzte Karte: Coeur-Dame über meinen Coeur-Buben siegte. Das war die dritte Partie 66 in derselben Abendvorstellung, die mein Partner gewonnen hatte. Den Kopf vorgestreckt, erwartete er den Lorbeer aus Zucker. Bald kamen alle Berliner, mit Spitz „66“ spielen. Das kleine Theater aus Brettern und perlgenähten Gardinen avancierte zum Hofvarieté. Ich durfte vormittags den Spitz und die Pudeline verwarten. Die Hunde wurden mir mit Haut und Haaren anvertraut, in der Zeit der Direktor und die Komödianten im Piratenkeller saßen und die abendlichen Einnahmen versoffen.

Gedenktage.

8. Juli.

Zum 60. Geburtstag der Käthe Kollwitz. Unter den bildenden Künstlerinnen der Gegenwart dürfte sich kaum eine finden, die in gleichem Maße durch ihre Kunst auf die breiten Massen gewirkt hat, ohne einem Massengeschmack ihre Eigenart zu opfern, wie Käthe Kollwitz, die am 8. Juli ihren 60. Geburtstag begeht. Sie ist in Königsberg i. Pr. geboren (ihr Mädchenname ist Schmidt), seit 1891 mit dem Arzt Karl Kollwitz verheiratet. Ihre Werke, Radierungen und Steinzeichnungen zumeist, brachten ihr 1919 die Ernennung zum Professor und Mitglied der Akademie der Künste in Berlin. Man kennt die düstere Wucht ihrer Blätter, die fast durchweg leidvoll gebeugte, elende Menschen zeigen, Frauen mit ihren Kindern, Frauen, die der Künstlerin selbst verwandt erscheinen im Ausdruck der breiten, ernsten Gesichter und in einer Gebärde mütterlichen Mitleidens und Umfassens. Gerhart Hauptmann, dessen „Weber“ sie zu einem Zyklus „Weberaufstand“ anregete, hat aus einer der Künstlerin verwandten Natur heraus Worte tiefen Verständnisses für Käthe Kollwitz und ihr Werk gefunden. „Das Leiden, wo es am tiefsten, wo es am erhabensten ist, bildet ihren Gegenstand. Die Mutter ist ihr Gegenstand, die Liebe und das Leiden der Mutter, die Mutterschaft, in die natürlich das Kind einbezogen werden muß . . . Hinzu kommt noch die Tragik, welche düster über der Welt der Enterbten lastet.“ Käthe Kollwitz selbst aber hat einmal in einem Brief an Arthur Bonus von ihrem Großvater Rupp, einem religiösen Menschen, erzählt und von der Kraft gesprochen, die wohl, jener „Religion“ des Vorfahren verwandt, in ihr die großen Kunstwerke gewirkt hat. Jedenfalls ist es keine „artistische“ Kunst, die diese Frau uns gibt; es ist Wahrheit und notwendiges Bekenntnis. Von ihrem Sohn erzählt sie: „Als er sieben Jahre alt war, und ich die Radierung machte: Die Frau mit dem toten Kind, zeichnete ich mich selbst, ihn im Arm haltend, vor dem Spiegel. Das war sehr anstrengend, und ich mußte stöhnen. Da sagte sein Kinderstimmchen tröstend: „Sei man still, Mutter, es wird auch sehr schön . . .“

9. Juli.

Der cherubinische Wandersmann. Am 9. Juli jährt sich zum 250. Mal der Todestag des Johann Scheffler, der sich Angelus Silesius nannte, und den man nach dem Titel seiner bekanntesten Schrift wohl selbst den „Cherubinischen Wandersmann“ genannt hat. Dem eigenartigen Dichter und Schwärmer ist gerade in jüngster Zeit eine Reihe von wertvollen Bücherveröffentlichungen gewidmet worden, unter denen die Ausgabe seiner Werke im Propyläen-Verlag, besorgt von Georg Ellinger, und desselben Gelehrten Biographie des Angelus Silesius hervorgehoben seien. Scheffler war im Jahre 1624 in Breslau geboren und seit 1654 kaiserlicher Hofmedikus. Im Jahre 1661 trat er in den Minoritenorden, wurde Geistlicher Rat des Fürstbischofs von Breslau, ja sogar Hofmarschall. Die geistigen Wandlungen des Wandersmannes hat Ellinger von ihren Ursprüngen an sorgsam verfolgt. Der „Cherubinische Wandersmann“ selbst aber, die Gedichtsammlung, findet noch heute immer wieder Verehrer, zu denen ja auch ein Gottfried **Keller** gehörte oder Otto Erich **Hartleben**, der eine Auswahl aus Schefflers Dichtungen veranstaltete. Manches Wort aus dem „Wandersmann“ ist geradezu Sinn- und Wahrspruch geworden, wie jenes schönste: Mensch, werde wesentlich!

Aus aller Welt.

Zuviel Teeverbrauch in Tunis. Die französischen Gesundheitsbehörden haben festgestellt, daß die Eingeborenen von Tunis jährlich über eine Million Kilogramm Tee verbrauchen und sich dem Teetrinken derart leidenschaftlich hingeben, daß ernste Störungen des Nervensystems, Schwächung der Sehkraft und Rückgang der Geburten sich ergeben haben. In sogenannten Teegesellschaften werden ganze Nächte beim Teetrinken zugebracht.

Parfümierte Schmetterlinge. Untersuchungen eines amerikanischen Naturforschers haben zur Entdeckung geführt, daß verschiedene Schmetterlingsarten nicht nur mit ihrer Farbenpracht prunken, sondern auch ein Parfüm an sich haben. Es dient dazu, die weiblichen Schmetterlinge anzuziehen und ist häufig auch ein Ersatz für die sehr mäßig geratenen Sehorgane. Festgestellt ist allerdings noch nicht, ob die Schmetterlinge dieses Parfüm den Blüten entnehmen oder selbst erzeugen.

Errichtung eines Wilhelm Raabe-Denkmals. Schon kurz nach dem Tode des Dichters tauchte der Plan auf, ein Wilhelm Raabe-Denkmal zu errichten, und es waren auch schon 8000 Mark vorhanden, mit denen der Plan vor dem Krieg hätte ausgeführt werden können. Krieg und Inflation verhinderten die Ausführung und dezimierten die Summe auf einen unwesentlichen Betrag. Die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes“ hat nunmehr die Absicht, dem Dichter anläßlich seines 100. Geburtstages am 8. September 1931 in Braunschweig ein würdiges Denkmal zu errichten. Es hat sich ein Denkmalsausschuß gegründet, dem es obliegt, durch Sammlungen die nötige Summe — man benötigt zur Errichtung eines Bronzedenkmals etwa 25—30 000 Mark — aufzubringen.

Uraufführung eines Balletts der Königin von Rumänien in Amerika. Amerikanische Zeitungen kündigen die Uraufführung des Balletts „Taina“ an, dessen Szenarium die Königin Maria von Rumänien verfaßt hat. Die Musik stammt von Oskar Nedbal. Die Uraufführung soll an der Neuyorker Metropolitan-Oper stattfinden. Weitere Aufführungen sind in Paris und Budapest geplant.

Allerlei Wissen.



Die größte Blume der Welt. Die größte Blume, die man kennt, wird auf den Philippinen gefunden, sie wächst dort an den Abhängen des Vulkans Ago. Die Eingeborenen, die dieser Blume eine besondere Verehrung entgegenbringen, nennen sie Bo-O. Sie wächst in einer Höhe von 800 Metern über dem Meeresspiegel und verdankt ihre Entwicklung wohl der Nähe des Vulkans. Ihre Knospen gleichen einem großen Blumenkohl, und wenn sie aufgeblüht sind, haben sie einen Durchmesser von einem Meter. Die Blume wiegt ungefähr zehn Kilogramm. Nach dem englischen Gouverneur Stanford Raffleson wird sie Rafflesia genannt.

Auffindung eines Menschengehirns aus der Eiszeit. Dieser seltsame Fund gelang, wie die „Umschau“ meldet, kürzlich dem russischen Forscher Grigorowitsch bei Moskau. Es handelt sich hierbei um eine Versteinerung, die eine hirnähnliche Größe, Form und Struktur aufweist, und deren chemische Analyse wie auch die mikroskopische Untersuchung auf die Tatsache schließen läßt, daß diese Versteinerung ein aus der zweiten Zwischen-Eiszeit stammendes Menschengehirn darstellt. Das Gehirn, das nach fachmännischer Berechnung etwa 20 000 Jahre alt sein dürfte, wurde nunmehr auch Pariser Forschern zur Untersuchung vorgelegt.

Fröhliche Ecke.



In der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ wird folgender Vorfall aus einem Physikum erzählt: Der Professor der Anatomie zeigt ein Schlüsselbein und fragt: „Wie heißt dieser Knochen?“ Der Kandidat schweigt und sieht sich hilfesuchend um. Da erblickt er einen Kommilitonen, der ihm hilfreich einen Schlüssel zeigt. „Hausknochen,“ lautete die Antwort.

*

Die junge Frau Brigitte ist schon seit einer Reihe von Jahren geschieden; ihr kleiner Junge, der damals ein Jahr alt war, ist schon ein munteres, forsches Bürschchen von fast sechs Jahren. Die junge Frau bekommt mit der Morgenpost einen Brief von ihrem Gatten a. D., worin dieser sie bittet, ihr am Nachmittag seine Aufwartung machen zu dürfen, da er einige geschäftliche Dinge mit ihr zu besprechen habe. Da die junge Frau nichts dagegen hat, macht sie ihrem Jungen Mitteilung von dem bevorstehenden Besuch: „Denk, dir, Peterle, heute nachmittag kommt der Vater.“ — Sehr erstaunt sieht Peterle sie an: „Ja, aber Mutti, woher kennst du denn den Vater?“

*

Die Lehrerin setzt den Kindern in der Religionsstunde auseinander, daß sie **stets** Böses mit Gutem vergelten müßten. Sie will ihnen das durch Beispiele klar machen. „Seht einmal Kinder, wenn der Fritz eines Tages die kleine Lotte schlägt, würdet Ihr es da nicht sehr schön von Lotte finden, wenn sie am andern Tage Fritz einen Apfel schenkte? Mir scheint, damit würde sie wirklich Böses mit Gutem vergelten.“

Lotte meldet sich. „Das würde ich nicht tun, Fräulein, denn dann würde Fritz mich nur wieder prügeln, um noch einen zweiten Apfel zu bekommen.“

*

Vor Gericht. „Das Urteil lautet auf zwei Jahre Gefängnis. Vorläufig sind Sie entlassen.“ „Kann ich nicht gleich hierbleiben?“ „Weshalb?“ „Stellen Sie sich doch mal vor, was Ihre Frau sagen würde, wenn Sie mit zwei Jahren Gefängnis heimkommen!“ („Flieg. Blätter“.)

*

Die Probe aufs Exempel. Frau: „Mein Lieber, ich bin dir untreu gewesen. Ich liebe einen andern.“ Mann: „W—a—s?“ Frau: „Ruhe, mein Lieber, Ruhe. Ich schreibe eine Novelle. Das sind nur die Worte, die meine Heldin zu ihrem Mann sagt. Ich wollte nur sehen, wie der Mann darauf reagiert.“ (Weekly Telegraph“.)

*

Der ängstliche Rekrut. Ein ängstlicher Rekrut sollte die erste Reitstunde mitmachen. Er bat den Futtermeister, so liebenswürdig zu sein und ihm ein ganz ruhiges Pferd zu geben. „Haben Sie noch niemals vorher geritten?“ brummte der Sergeant. „Niemals“, gab der Rekrut zur Antwort. „Nun gut“, sagte der Sergeant mit saurem Lächeln. „Das ist gerade ein Tier für Sie. Es ist vorher niemals geritten worden. Ihr könnt euch zusammentun.“ („Kansas City Star“.)

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.